

Nr. 231 — Bromberg, den 8. Oktober. — 1933.

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(12. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

17.

Unaufhörlich kreisten Rolands Gedanken um den einen Pol: War das Ungeheuerliche und Unfaßliche wirklich zu glauben — war es überhaupt möglich, daß der Wisperer Old Glassy selbst war? Er versuchte sich selbst einzureden, daß er sich geirrt haben müsse. Aber die Tatsachen waren zu überwältigend. Ihre Sprache war nicht mißzuverstehen. Noch einmal hielt er sich alle Einzelheiten in ihrer vollen Beweiskraft vor Augen: Er kam ganz allein die Treppe herunter. Er kannte den Weg durch die Küche. Er hatte die Hintertür selbst abgeschlossen. Und warum hatte er schon in der Garage gehupt? Weil er auch hier mit den Geheimnissen des Hauses voll vertraut war. Durch sein Hupen öffneten sich die Tore und schlossen sich wieder — seine Autohupe war genau wie Connies Hupe so abgestimmt, daß ihr Ton den drahtlos funktionierenden Mechanismus in Gang brachte.

Wenn er so eins zum anderen rechnete, so ergab sich die volle Gewißheit, die keine andere Erklärung mehr zuließ — wenn nicht etwa noch jemand anderes im Hause war.

Manche Menschen fühlen instinktiv, wenn sie sich allein in einem leeren Hause befinden, und Roland war durchaus davon überzeugt, daß er jetzt ganz allein war. Nichtsdestoweniger begann er mit einer systematischen Durchsuchung.

Es befanden sich noch drei andere Zimmer im Erdgeschoß. Eins auf der gegenüberliegenden Seite der Diele war genau wie dasjenige, das er soeben verlassen hatte — mit schweren Möbeln im gleichen Stile und mit langen Vorhängen vor den Fenstern. In den beiden anderen Räumen, die nach der Gartenseite hin lagen, waren keine Möbel und nicht einmal Vorhänge. Aber sie waren durch ein paar hohe Bäume am unteren Ende des Gartens vor Beobachtung geschützt.

So — das Erdgeschoß war also erledigt. Er ging zur Küche zurück, nahm seine Schuhe auf, trug sie bis zu dem Läufer am Fuße der Treppe und zog sie dort wieder an.

Obschon er überzeugt war, daß sich niemand weiter im Hause befand, wäre es unklug gewesen, eine Haussuchung vorzunehmen, ohne sie ganz gründlich und gewissenhaft, unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln durchzuführen. Langsam, — Schritt für Schritt, stieg er nach oben — die Augen auf den oberen Treppenabsatz gerichtet und dabei gespannt auf etwaige Geräusche von unten her zurücklauschend, die Hand am Revolver.

Aber der Treppenläufer vereitelte seinen Plan. Er war nämlich nicht ordentlich festgemacht, sondern nur leicht angezweckt, und die Zwecken auf den obersten Stufen waren mit der Zeit losgegangen. Roland blieb mit einem Fuß daran hängen und geriet ins Stolpern. Unwillkürlich stampfte er mit dem anderen Fuß um so fester auf, um nicht zu Fall zu kommen. Das Geräusch, das er dadurch verursachte, war so stark, daß es niemand hätte überhören können, der sich etwa noch in dem schweigenden Hause aufhielt. Weitere Vorsichtsmaßnahmen hatten also doch keinen Sinn mehr.

„Hallo! Jemand im Hause?" brüllte er aus Leibeskräften los.

Außer dem Widerhall seiner eigenen Stimme in dem leeren Treppenhause ertönte kein Laut.

Er konnte also seine Haussuchung fortsetzen. Im ersten Stockwerk, das er jetzt erreicht hatte, befanden sich noch vier Räume, nach den Türen zu schließen, die an der Wand ihm gegenüber und zu beiden Seiten der Treppe in die Zimmer hineinführten. Er öffnete zunächst eine Tür, die schräg vor ihm lag. Sie führte in einen kleinen Raum hinein, in dem eine große Anzahl kleiner Holzkistchen, eine über der anderen, aufgestapelt waren. Das Holz war so dünn, daß er leicht eins mit den Fingern zerdrücken konnte. Wie er sich schon gedacht hatte, befand sich darin ein kleiner drahtloser Empfangsapparat — das „Kästchen". Aber diese Menge setzte ihn doch einigermaßen in Erstaunen. Glaubte der Wisperer, sein Werk etwa noch jahrelang ungehindert fortsetzen zu können? Es sah fast so aus!

Dann ging er in den benachbarten Raum. Mitten im Zimmer stand eine Hobelbank. An den Wänden entlang waren mehrere wohlgefüllte Werkzeugregale aufgestellt. In einer Ecke standen für sich ganz allein eine betriebsfähige Schlossereianlage und ein Schmiedeofen. Der größte Teil des Fußbodens war mit einem Durcheinander von Vorratsbatterien und anderem elektrischen Zubehör übersät. In der gegenüberliegenden Ecke befand sich ein Zeichenpult, über dem noch das elektrische Licht brannte. Als er das nächste Zimmer rechts von der Treppe betrat, sah er sofort, daß dies das Allerheiligste des Wisperers war — sozusagen sein Kommandoturm, von dem aus er seine Streifzüge dirigierte. In der Mitte des Raumes war eine lange Tafel mit einer großen Menge von Apparaten, über die er in Erstaunen geraten wäre, wenn er nicht gewußt hätte, daß es sich dabei um Sendegeräte und Empfangsvorrichtungen handelte. Eine seltsame Unordnung lag über alledem. Drei verschiedene Kabel liefen von der einen Seite des Tisches zu elektrischen Steckern in der Wand. Sie waren nicht einmal isoliert, und es würde gefährlich sein, wenn man darüber stolperte. Die Stapel von Kistchen in dem anderen Zimmer und die wohlbestellte Werkstatt hatten den Eindruck erweckt, daß es sich um ein ständiges Hauptquartier handelte. Aber in diesem Zimmer sah alles nach bloßen Notanlagen aus. Man gewann den Eindruck, als ob sie von einem Mechaniker in ein paar Stunden montiert worden wären, so daß man sie in fünf Minuten wieder wegreißen könnte. Außer dem Sendeapparat waren noch drei verschiedene Telephonanlagen da. Die Drähte liefen unmittelbar zur Decke hinauf. Auf der Tafel lagen auch noch Bleistifte und ein Schreibblock, aber keine Spur von irgend etwas Geschriebenem.

Am Tische stand ein gepolsterter Drehstuhl und an einer Wand ein Ledersofa. Über dem Sofa hing ein Bücherregal, das eine Anzahl broschierter Romane in französischer Sprache enthielt. Dicht daneben war ein Schränkchen. Er öffnete es und fand darin ungefähr ein Dutzend Büchsen mit Fleischkonserven, einen Trinkbecher und mehrere Siphons mit Soda.

Anscheinend hatte der Wisperer die Gewohnheit, sich in diesem Raume auch für eine längere Wartezeit aufzuhalten.

Er trat an die Fensterwand hinüber. Dort standen in einer Mauernische sechs zylinderförmige Metallbehälter, je etwa fünfviertel Meter lang und mit einem Durchmesser von sechs Zoll. Sie waren mit Ventilen versehen, und er erkannte, daß es sich um die Art von Stahlflaschen handelte, in denen man komprimiertes Gas aufbewahrte.

Er drehte das Ventil des einen auf, und sogleich verriet ihm ein Zischen, daß der Behälter gefüllt war. „Wozu um alles in der Welt braucht er denn das wohl?" fragte sich Roland. Aber er konnte sich die Frage nicht selbst beantworten. Das war ein Rätsel, mit dem sich die Polizei herumschlagen mochte. Jedenfalls bestand jetzt kein Zweifel mehr darüber, daß er tatsächlich das Hauptquartier des Wisperers entdeckt hatte.

Aber würde ihm die Polizei überhaupt Glauben schenken?

Vielleicht wäre es ganz gut, dachte er, wenn er irgend etwas als Beweisstück mitnehmen würde — etwas recht Ungewöhnliches und Auffallendes. Er fand auch sogleich etwas, nämlich einen großen Beutel neben den Gasbehältern. Der Beutel war mit weichen Wachstuchpackungen gefüllt. Jede Packung trug eine gedruckte Aufschrift. Sie lautete: „Paradin-Gasmasken. Zwei in jeder Packung. Gebrauchsanweisung: Man stülpe die Filzkappe über den Kopf und ziehe sie mit dem Band unter dem Kinn fest an. Zum Ausatmen nehme man das Mundstück zwischen die Zähne."

„Das ist das Richtige!" murmelte Roland und klemmte das Paket unter seinen Arm.

Aber da war noch der andere Raum auf der anderen Seite des Treppenhauses. Womöglich war es derselbe, in dem Joyce gefangen war und in dem auch Lady Whiddon ihre letzten Stunden verbracht hatte. Schon der nächste Augenblick benahm ihm jeden Zweifel darüber.

Der Raum war ja von den überlebenden und wieder freigelassenen Opfern schon zur Genüge beschrieben worden.

Wenn auch alles mit Staub bedeckt war, so war es doch ein recht behaglicher und sogar luxuriöser Aufenthaltsraum, der ganz modern ausgestattet war. Selbst die Türe, durch die er hereinkam, um das Zimmer zu besichtigen, schloß sich automatisch hinter ihm. Das einzige ,was in dem Zimmer an ein Gefängnis erinnerte, war das Fenster, das mit kreuz- und querlaufenden Eisenstäben vergittert war, hinter denen sich noch ein dichtes Drahtnetz befand, so daß die Eisglasscheibe von innen her nicht zerbrochen werden konnte. Neben dem Fenster befand sich ein Waschbecken mit fließendem Wasser. Es waren Stühle und ein Sofa da, ein Tischchen mit illustrierten Wochenzeitschriften und ein wohlgefülltes Bücherregal. Auf der Kaminverkleidung stand ein Telephonlautsprecher — das genaue Abbild desjenigen, den er auch im Zimmer des Wisperers bemerkt hatte, nur ein wenig kleiner und nicht ganz so kunstvoll ausgeführt wie der Lautsprecher in Connies Zimmer hinter dem Laden.

Roland schauderte zusammen. Der Raum verursachte ihm eine Gänsehaut. Trotz des modernen Aussehens schien darin der Geist der Lady Whiddon und der drei anderen umzugehen, die hier ermordet wurden oder doch von hier aus in den Tod gegangen waren.

Er hatte lange genug verweilt und alles gesehen, was er sehen wollte, um Anzeige bei der Polizei zu erstatten — und zwar zunächst anonym, im eigenen Interesse ,und auch ohne den Namen Sir Henry Glazeboroughs anzugeben. Es würde genügen, wenn er mitteilte, daß er das Hauptquartier des Wisperers entdeckt hatte. Das Weitere konnte er der Polizei selbst überlassen. Dazu würden sie ihn ja nicht brauchen, daß er ihnen sagte, was sie zu tun hätten.

Er drehte am Türgriff — aber die Tür ging nicht auf. Er drückte auf den Griff und drehte wieder daran — mit demselben Mißerfolg. Dann bemerkte er, daß sich kein Schlüsselloch daran befand.

Verdutzt starrte er darauf nieder. Es war eine einfache, verhältnismäßig gewöhnliche Vorrichtung. Die Tür hatte weder Schloß noch Riegel — sie ließ sich nur von der Außenseite öffnen.

In diesem Augenblick war seine ganze Besorgnis nur darauf gerichtet, daß er wieder herauskam, ohne Spuren zu hinterlassen. Die Tür, meinte er, würde ihm wohl letzten Endes keine großen Schwierigkeiten machen. Er vergaß dabei ganz, daß dieser Raum ebenso als Gefängnis für Männer wie für Frauen eingerichtet war und daß der erste Gedanke, der jedem Manne kommen mußte, darauf hinauslief, seine ganze Kraft und sein ganzes Gewicht zu gebrauchen, um die Tür durchzudrücken. Roland nahm sein Taschenmesser heraus und schraubte den Griff ab. Es war ein blinder Türgriff, der auf den Mechanismus keinerlei Einwirkung hatte. Er legte seine Hand leicht auf die Täfelung, um festzustellen, wie stark sie war. Dann bohrte er in plötzlicher Eingebung die Messerspitze in das Holz. Aber er trat zurück, nach Luft ringend, als ob diese geringfügige Handbewegung eine große Anstrengung für ihn gewesen wäre. Das Messer hatte ihm erst die volle Wahrheit enthüllt. Es war eine Stahltür, die nur mit einem dünnen Holzfurnier verkleidet war. Er stürzte sich wie rasend mit seinem vollen Gewicht dagegen — aber die Tür schwankte nicht einmal.

Langsam wurde es ihm klar, daß er in der Falle gefangen saß — daß er nichts anderes tun könne, als die Rache des Wisperers an einem Spion und Verräter zu erwarten.

18.

Es war kurz vor sechs Uhr am gleichen Abend, als Connie, die den ganzen Nachmittag fort gewesen war, wieder in ihren Laden zurückkehrte. Sie lächelte dem jungen Mädchen hinter dem Ladentisch gnädig zu.

„Sie können jetzt gehen, Jessie. Ich werde abschließen."

Sie ließ das Mädchen hinaus, verschloß die Ladentür und ging dann in den hinteren Raum. Sie war sehr abgespannt und ließ sich müde in den Frisierstuhl nieder — der in Wirklichkeit so selten von einer Frau eingenommen wurde, die ihr Haar pflegen lassen wollte. Aber sie brauchte nicht lange zu warten. Punkt sechs Uhr ertönte die Stimme des Wisperers aus dem Lautsprecher:

„Alles in Ordnung?"

„Alles in Ordnung, Meister — oder wenigstens so einigermaßen", antwortete sie. „Ich mußte aber einiges Geld ausgeben. Ihr Empfehlungsschreiben von der Herzogin hat nicht viel geholfen. Die Harners sind anscheinend sehr demokratisch eingestellt."

„Das überrascht mich allerdings. Solche Leute fliegen doch sonst am allerersten auf Titel und Namen."

„Miß Harner aber zufällig nicht. Wenn sie auch erst zwanzig ist, so ist sie doch schon eine sehr selbständige, ausgeprägte Persönlichkeit. Als ich merkte, daß diese Tonart bei ihr nicht anschlug, hörte ich sofort damit auf und lenkte das Gespräch auf etwas anderes ab, bis ich herausbekommen hatte, daß die Harners ziemlich arm sind. Die Wohnung im Savoy und sonstige Spesen werden von der australischen Regierung bezahlt. Die Kleidung des Mädchens ist recht geschmackvoll, aber nicht sehr teuer. Ich schlug ihr also ein Geschäft vor — und dafür war sie denn auch eher zu haben. Ich sagte ihr, wenn sie mir gestatten würde, sie zu frisieren, und wenn sie mir erlauben wollte, mich im Verkehr mit der Kundschaft auf ihre Empfehlung zu berufen, so wäre mir auch damit geholfen. Eine solche Reklame wäre mir glatt hundert Pfund wert. Natürlich hat sie keine Ahnung von den englischen Verhältnissen und bildet sich ein, ihr Vater wäre hier ein ebenso bekannter Mann wie drüben in Australien — und so ist sie denn auch wirklich auf den Leim gegangen. Ich überreichte ihr die hundert Pfund auf der Stelle — und nun soll ich mich dort in ihrem Hotelzimmer morgen um zehn Uhr einfinden."

„In ihrem Zimmer — in einem Appartement des Savoy-Hotels", wiederholte die Stimme. „Aber was soll uns das nützen?"

„Hören Sie, Meister", sagte sie furchtsam, denn der Ton dieses Verweises machte sie zittern. „Um zehn Uhr wird dort eine Versammlung im Sitzungsraum stattfinden, an der sie nicht teilnehmen wird. Eine Abordnung von Industriellen wird sich bei ihrem Vater einfinden. Sie werden durch Sir Henry Glazeborough eingeführt werden. Das habe ich aus dem Gespräch entnehmen können."

„Das weiß ich schon. Bitte weiter."

„Wenn Sie einen Wagen in den Hof des Savoy-Hotels schicken können, so werde ich das junge Mädchen binnen zehn Minuten darin haben." Sie fügte hastig hinzu: „Bitte verlangen Sie jetzt keine weiteren Erklärungen von mir — ich weiß jedenfalls, daß ich das zuwege bringen werde."

„Sehr schön, ich werde dir einen Wagen schicken, und Nummer sechs soll ihn fahren. Da Miß Harner London überhaupt nicht kennt, so kannst du direkt zum Depot fahren

Wenn wir sie erst einmal in der Garage haben, so werden wir schon mit ihr fertig werden. Nummer sechs muß eine Chauffeurlivree tragen. Um welche Zeit siehst du ihn wieder?"

„Ich denke, ich werde ihn zu Hause antreffen, wenn ich zurückkomme."

„Dann sag ihm also, daß ich ihn noch sprechen will — in dem Zimmer, wo du jetzt bist —, um elf Uhr fünfzehn heute abend."

„Jawohl, Meister!" gab sie niedergeschlagen zurück. Sie hatte sich schon auf einen Abend mit Nummer sechs — mit Roland Blatch — gefreut.

Sie ging fort und nahm ein flüchtiges Mahl ein. Dann fuhr sie mit den gewöhnlichen Vorsichtsmaßnahmen gegen etwaige Verfolger wieder zu ihrem Nest in Camden Town zurück. Leichtfüßig lief sie die kleine Treppe von der Garage hinauf und trat in die Wohnung ein.

„Hallo!" Das war der Ausruf eines glücklichen Mädchens. Sie war gewiß, daß Roland ihr antworten würde und daß sie doch noch etwas Zeit füreinander finden konnten, bevor sie genötigt waren, sich wieder der gemeinsamen Pflichten zu erinnern, die sie miteinander verbanden. Sie war sehr enttäuscht, als sie die Wohnung leer fand. Dann wurde sie ärgerlich.

Um die Zeit zu vertreiben, nahm sie ein Abendblatt zur Hand. Aber sie überschlug alles, was darin über den Wisperer gesagt wurde — und das war jetzt nach dem letzten Verbrechen noch immer eine ganze Menge. Hastig schlug sie eine Seite nach der anderen um. Da stieß sie auf ein Bild von Miß Harner, dem jungen Mädchen, das sie heute nachmittag in dem Appartement ihres Vaters im Savoy aufgesucht hatte. Darunter stand folgende Erklärung:

„Miß Harner, deren Vater, Mr. Renbold Harner, Wirtschaftskommissar des höchstentwickelten Staates in Australien ist. Mister Harner ist im Auftrage der australischen Regierung mit einem Sonderkredit von fünfhunderttausend Pfund nach England gekommen, um Aufträge für landwirtschaftliche Maschinen britischer Herkunft zu erteilen."

Dann als eine Stunde und eine halbe vergingen und Roland noch immer nicht erschien, bekam sie es mit der Angst zu tun. Es gab keine Möglichkeit, sich vor elf Uhr fünfzehn mit dem Wisperer zu verständigen. Die wachsende Angst verdrängte bei ihr alle anderen Erwägungen. Sie wartete bis elf Uhr, und dann fuhr sie mit höchster Geschwindigkeit zum Salon Maviste.

(Fortsetzung folgt.)

Sowjet-Bahnen.

Der Verfasser hat als Ingenieur in den letzten zwei Jahren Gelegenheit gehabt, russische Bahnen — auch auf den Nebenstrecken — gründlich kennenzulernen. Seine Eindrücke schildert er in nachfolgendem Artikel.

Die Sowjets hatten sich für ihren wirtschaftlichen Aufbau zwei hervorragende Vorbilder genommen: Deutschland und Amerika. Deutschland wegen seiner Genauigkeit, Sauberkeit und Organisation und Amerika wegen der Großzügigkeit seiner Unternehmungen. Da sich aber die Leitung des Staates in der Hand von Neulingen befand, wurden bei der Nachahmung dieser Vorbilder so schwere Fehler gemacht, daß das jetzt bereits eingetretene Fiasko des sowjetrussischen Aufbaues lange vorauszusehen war. Mit blindem Eifer hatten sich die Sowjets auf das Kopieren von Industrieanlagen größten Formats gestürzt, ohne die Vorbedingungen für eine Industrialisierung in den gedachten Riesendimensionen zu bedenken. Disziplinlosigkeit und absolute Unverläßlichkeit sind in dem Wesen des Kommunismus begründet. Mangel an Bildung und geistige Unfähigkeit der Führer, ungeschulte Arbeiterschaft und fehlende Hilfsmittel sind die anderen Faktoren, die unberücksichtigt blieben.

Hindernd für den wirtschaftlichen Aufbau sind vor allem die schlechten Verkehrsverhältnisse. Dieses Riesenreich, das von Westen nach Osten rund zehntausend Kilometer mißt, hat ein Eisenbahnnetz, das im sibirischen Reich so dünn ist, daß gewisse Gebiete nur durch monatelange Fahrten mit Pferd und Wagen erreicht werden können. Die transsibirische Bahn, die einzige Ost-West-Verbindung, ist zum Großteil nur eingleisig gebaut. Da kein ausgebautes Straßennetz vorhanden ist, kommt das Auto als Überlandtransportmittel überhaupt nicht in Betracht. Aus der Zentralisierung der Industriebetriebe ergeben sich verlängerte Transportstrecken und daraus ein stark vergrößerter Bedarf an Lokomotiven und Waggons. Tatsächlich sieht man keinen einzigen von der Sowjetwirtschaft neu gebauten Wagen und keine einzige im Land hergestellte Lokomotive. Einige Schnellzuglokomotiven ausländischer Herkunft laufen mit russischen Aufschriften auf den Grenzstrecken, um Propaganda zu machen. Lokomotiven und Waggons befinden sich in einem Zustand größter Verwahrlosung. Ausnahmen bilden nur die Strecken, auf denen ausländische Reisende und Parteileute fahren. Geputzte Fensterscheiben, saubere Wagenabteile und reingehaltene Waschgelegenheiten gibt es nur in Zügen, die an der Grenze direkten Anschluß haben. Obwohl die Züge durchschnittlich einige Tage zwischen den Zielstationen auf der Fahrt sind, gibt es in sehr seltenen Fällen einen Speisewagen. Ist einer vorhanden, kann man noch lange nicht damit rechnen, in ihm auch Essen und Trinken zu bekommn. Auf der Heimreise von der kaukasischen Riviera nach Moskau erklärte mir das Personal des Speisewagens eines Morgens, daß es „heute erst abends zu essen und trinken gebe, da das Personal einen freien Tag habe". Das war im November 1932! — Auf der transsibirischen Strecke mußten wir einmal eineinhalb Tage, ohne uns waschen zu können, in dem verschmutzten Waggon sitzen und uns vollständig verrußen lassen, da wir wegen des Gestankes, den das unreine Volk ausströmte, kein Fenster schließen konnten.

Reisegepäck in den Gepäckwagen zu geben, ist nicht zu empfehlen. Wird es dort nicht ausgeräumt, dann bleibt es irgendwo liegen und man wartet monatelang darauf. Für gestohlenes Gepäck vergütet die Bahnverwaltung nach etwa einem Jahr pro Kilogramm ungefähr zwei Rubel. Im Wagenabteil ist das Gepäck aber auch nicht viel sicherer. Es gibt überall im Lande Strecken, auf denen Bahnräuber auf den Dächern der Waggons mitfahren und mit Haken und Stangen das Gepäck aus den Wagen fischen. Auf diese Art verschwand einmal auch ein Wickelkind, das auf das breite Tragbrett gelegt worden war. Wanzen gibt es auf allen Strecken in allen Wagenklassen in großer Menge.

Entsetzlich ist eine Bahnfahrt von mehrtägiger Dauer in der „harten Klasse" auf Nebenlinien, wie z. B. auf der Turksib-Bahn, die Turkestan mit Sibirien verbindet. Kosaken, Usbeken, Sarten und Tataren sitzen eingepfercht zwischen ihren in bunte, zum Teil recht wertvolle Teppiche, gehüllten Bündeln und Truhen und schwitzen und rauchen. Mit orientalischer Gelassenheit werden Krumen alten, harten Schwarzbrotes gekaut. Viele holen unermüdlich aus einer Tasche der überreich geflickten bunten Gewandung einen Sonnenblumenkern nach dem anderen, der mit den Zähnen ohne Zuhilfenahme der Finger abgeschält und gegessen wird. Von allen Seiten werden die schwarzen Schalen der Kerne kreuz und quer durch die Luft gespuckt.

Im Winter sind die Fahrten überall höchst unangenehm. Die doppelt hintereinander stehenden Fenster der Waggons können nicht geöffnet werden und nur eine kleine, aufschraubbare Öffnung in der Decke ermöglicht einen Luftwechsel. Jeder Waggon hat neben der Plattform eine kleine Zentralheizungsanlage. Durchgehende Heizungen würden bei den heftigen Frösten einfrieren. Am Morgen erwacht man meistens starr vor Frost, da der Schaffner entweder kein Holz zum Nachheizen hat oder das Heizen überhaupt vergessen hat. Die Stürme treiben an manchen Stellen Berge von Schnee zusammen. Dann kommt es nicht selten vor, daß die Reisenden helfen müssen, den steckengebliebenen Zug auszuschaufeln. Das verursacht Verspätungen von vielen Stunden, manchmal von Tagen! Die Bahnhöfe sind in den meisten Fällen der Sammelplatz der Leute, die bessere Arbeits- und Lebensbedingungen suchen. Die Umgebung der Bahnhöfe gleicht oft einem Lager von Auswanderern, denn die Leute müssen oft viele Tage auf eine Fahrkarte warten und kampieren im Freien. Dicht gedrängt sitzen diese armen hungernden Menschen auf ihren Gepäckstücken, die ihren ganzen Besitz darstellen. Ein Bahnhofbüfett gibt

es nur in den großen Städten. Außer Mineralwasser und altem Kuchen aus schwarzem Mehl gibt es nichts zu kaufen. In zahlreichen Städten, in welche die auf dem Land dem Hunger ausgelieferten Menschen arbeitsuchend fliehen und keine Unterkunft finden, wie Charkow, Taschkent, Alma-Ata, verhungern täglich allein auf den Bahnhöfen zahllose Menschen. Die Eisenbahnunglücke häufen sich in erschreckender Zahl, da die schlecht versorgten Weichensteller und andere Bedienstete ihren Dienst wegen allgemeiner Entkräftung nur mangelhaft versehen können. Auf allen Bahnstrecken des Landes kann man zerstörte Waggons und Trümmer liegen sehen.

Die Unordnung auf den Bahnhöfen ist groß und die Abfertigung der Züge schlecht organisiert. Zwischenperrons gibt es nur in Millionenstädten. Fährt ein Zug in eine Station ein, dann stehen zwischen ihm und dem Perron meist einige andere Züge von unendlicher Länge, die das Aus- und Einsteigen behindern und unter denen man mit dem ganzen Gepäck durchkriechen muß. Im Winter wird der ganze Bahnkörper zu einer einzigen buckligen Eisfläche, auf der man sich kaum im Gleichgewicht erhalten kann. Im Frühjahr und Herbst stehen zwischen den Gleisen und Schwellen riesige Pfützen und man versinkt bis über die Knöchel im Kot, denn die Schwellen der Gleise liegen nicht wie in anderen Ländern in Schotterbettungen, sondern einfach im Erdboden.

Daß unter den herrschenden hygienischen Verhältnissen die Seuchengefahr sehr groß ist, ist leicht verständlich. Eine „billige und bequeme" Art, Seuchen nach modernen Gesichtspunkten „erfolgreich" zu bekämpfen, zeigte die sowjetrussische Verwaltung im Juni dieses Jahres auf einer pestverseuchten Strecke, die ich zwischen Omsk und Swerdlowsk zu durchfahren hatte. Dort wurden, wie übereinstimmend an verschiedenen Stellen bekannt wurde, über dem Seuchenherd von Flugzeugen über Nacht Gasbomben abgeworfen, die im Augenblick über 32000 Menschen vernichteten, gleichgültig, ob Gesunde oder Kranke.

Unter den Massen, die die Bahnen täglich verschieben, gibt es keine frohen Menschen, kein heiteres Gesicht; freudlos und zerquält sitzen sie da. Sie reden fast nichts; und wenn sie reden, ist es immer das gleiche Thema: der Hunger, die menschenunwürdige Lebensweise und Ernährung und sehnsüchtige Hoffnung auf einen Krieg an irgend einer Grenze. Die Sowjets fürchten den Krieg. Sie werden eher alle anderen Opfer bringen, als Krieg führen. Sie wissen, daß ihnen ein Krieg sicheren und raschen Untergang bringt!

Herbst auf den Wegen.

Von Rainer Maria Rilke.

I.

Wir gingen unter herbstlich bunten Buchen,
vom Abschiedsweh die Augen beide rot . . .
„Mein Liebling, komm, wir wollen Blumen suchen."
Ich sagte bang: „Die sind schon tot."
Mein Wort war lauter Weinen. — In den Äthern
stand kindlich lächelnd schon ein blasser Stern.
Der matte Tag ging sterbend zu den Vätern,
und eine Dohle schrie von fern.

II.

Man merkte: der Herbst kam. Der Tag war schnell
erstorben im eigenen Blute.
Im Zwielicht nur glimmte die Blume noch grell
auf der Kleinen verbogenem Hute.
Mit ihrem zerschlissenen Handschuh strich
sie die Hand mir schmeichelnd und leise. —
Kein Mensch in der Gasse als sie und ich . . .
Und sie bangte: du reisest? „Ich reise."
Da stand sie, das Köpfchen voll Abschiedsnot
in den Stoff meines Mantels vergrabend . . .
Vom Hütchen nickte die Rose rot,
und es lächelte müde der Abend.

Aus „Erste Gedichte" (Insel-Verlag).

 **Bunte Chronik** 

Wie Beethoven ins Gefängnis kam.

Eine wenig bekannte Episode aus dem Leben des größten deutschen Meisters der Tonkunst sei der Vergessenheit entrissen: Während Beethoven an einer großen Komposition arbeitete, wanderte er einmal von Baden, wo er wohnte, zu Fuß nach Wien. In einem Wiener Vorort angelangt, blieb der Meister sinnend auf der Straße stehen und fiel einem braven Polizisten auf. Der schmutzige und halb zerrissene Rock, der Schlapphut und die abgetragenen Schuhe Beethovens machten auf den Hüter des Gesetzes den allerschlechtesten Eindruck. Sofort packte der Polizist Beethoven am Kragen und sperrte ihn als verdächtigen Vagabunden ins Polizeigefängnis. Der Meister tobte die ganze Nacht hindurch, bis endlich der Direktor des Gefängnisses herbeigerufen wurde und ihn unter tausend Entschuldigungen aus seiner unangenehmen Lage befreite.

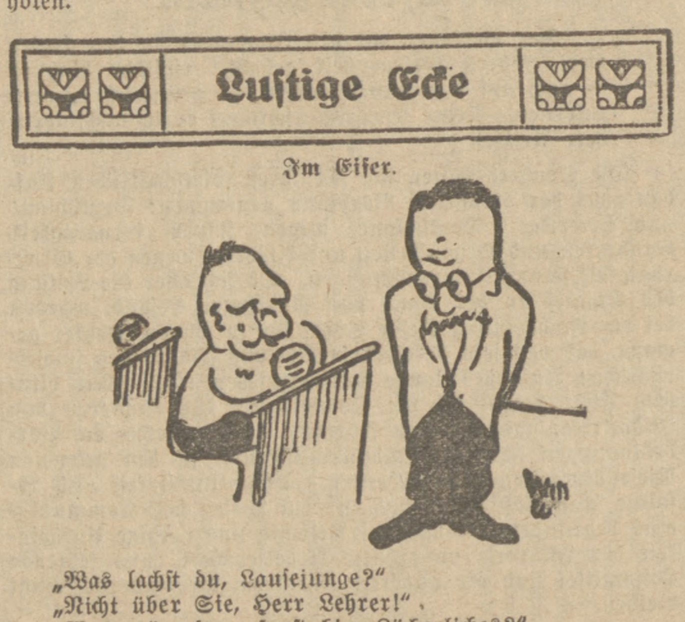
*

Die Löwin im Gasthaus.

Einen nicht gelinden Schrecken bekamen zwei Herren, die im Auto nach Prag unterwegs waren, als sie plötzlich unmittelbar vor dem Wagen eine Löwin auftauchen sahen. Das Tier starrte verstört in die Scheinwerfer und wäre beinahe überfahren worden. Als der Wagen jedoch dicht herangekommen war, ergriff die Löwin in langen Sätzen die Flucht und rannte vor dem Automobil her. Die Herren sahen keine Veranlassung zu halten und fuhren weiter hinter dem seltsamen Schrittmacher her. Die Fahrt ging durch ein kleines Dorf, wo die Menschen, die den Feierabend plaudernd genossen und vor ihren Haustüren saßen, in wilder Panik in die Häuser flüchteten. Als man sich wieder auf der Landstraße befand, kam dem Wagen ein anderes Auto entgegen. Im Kreuzfeuer der Scheinwerfer blieb das Raubtier verängstigt stehen und rettete sich im letzten Augenblick durch einen kühnen Sprung in den Chausseegraben vor dem Überfahrenwerden. Die Löwin rannte nun nach dem Dorf zurück, wo sie durch das offenstehende Fenster eines Gasthauses sprang und sich mit allen Zeichen der Angst in eine Ecke verkroch. Der erschrockene Wirt schloß Tür und Fenster fest zu. Die Gefangene rührte sich nicht. Nach einiger Zeit hatten die Dorfbewohner ausfindig gemacht, daß das Raubtier einem in der Nähe befindlichen Wanderzirkus gehörte. Der Besitzer wurde benachrichtigt und konnte sich das völlig verängstigte Tier abholen.

Lustige Ecke

Im Eifer.



„Was lachst du, Lausejunge?"
„Nicht über Sie, Herr Lehrer!"
„Was wäre denn sonst hier Lächerliches?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.